

darf man nicht lange fragen." Kurzum, das Dubend Friedenskrägen für 150 Kronen. Ich war fassungslos, wirrte, schämte mich und murmelte schließlich etwas von Überlegen. Die Ladeninhaberin dachte wieder die Krägen weg und meinte sehr lässig: "Mir ist es lieber, Sie kaufen nicht. In drei Monaten bekomme ich das Doppelte. Für Semden um jeden Preis bietet man mir als Draufgabe Mehl und Fett an."

Sehr einseitig frage ich nach Krawatten. Gewichtig legte mir die kluge Frau das Billigste vor. Schleifen aus schäblichem dünnen Seidenfoulard zu 28 Kronen. Und fügte hinzu: "Schweizer Waare, anderes gibt es überhaupt nicht mehr." Und ich kaufe eine Krawatte aus falscher Scham oder Dummheit, und weil ich sie wirklich brauche. Auf der Straße gingen mir Rablen durch den Kopf. Ein Freund, der eben in der Schweiz war, hatte solche Krawatten mitgebracht und mit zwei Kronen pro Stück bezahlt. Berechnen wir das angesichts unserer fatalen Verluste mit 6 Kronen, rechnen wir Transportkosten, Zoll und Zwischenhandelsprofit wieder mit 6 Kronen, macht 12 Kronen. Warum aber 28 Kronen? Warum?

Die Stiefel für die Gymnastik für Gilda. Diese Besorgung, was sehr einfach, weil man mich in sechs Geschäften kaum anhörte und achselzuckend auf die leeren Regale wies. Ein kleiner Schuster aber war bereit, die Schuhe nach Maß zu arbeiten. Nur verlangte er das Sohlenleder, das Oberleder, das Brandleder, Stoff für das Futter, 100 Kronen in barem und ein Kilo Mehl.

Abgehetzt wie ein Polizeihund, den man auf falsche Fährte geführt hat, kam ich zu Hause an. Frau und Tochter waren noch nicht da; ich hatte also Zeit, mich noch ein halbes Stündchen vor dem Abendessen auszuruhen und das Abendblatt zu lesen. Ich streckte mich im Lehnstuhl aus, saugte heftig an einer Mentholzigarette, die erfunden wurde, um dem Menschen das Rauchen abzugewöhnen und ihm etwaige Motten aus dem Munde zu vertreiben, und versenkte mich in die Lektüre. Es war halbdunkel im Zimmer, ich war aber zu bequem, um aufzustehen und Licht zu machen; also las ich in der Dämmerung. Heeresberichte, ein englisches Telegramm über die Ermordung der Zarenfamilie, die sich nach einer französischen Devische des besten Wohlseins erfreut, feierliche Erklärungen, daß die Kohlennot nur vorübergehend und bis zum nächsten Hochsommer sicher wieder behoben sei, Mitteilungen über dreiundachtzig kleine und zwölf große Einbruchsdiebstähle und — erregt schrie ich auf und las mit brennendem Interesse einen Artikel über ministerielle Verordnungen, die nicht mehr und nicht weniger als den „Zwang zur Einfachheit“, die Demokratisierung des bürgerlichen Lebens, die Kriminalisierung der äußeren Standesunterschiede innerhalb gewisser Grenzen“ bedeuten.

Die Einleitung zur Ankündigung der Verordnungen schilderte in warnender, aufrichtiger Weise die ungeheuren Schwierigkeiten des Lebens in den blockierten Zentralstaaten und konstatierte die Tatsache, daß am furchtbarsten der Mittelstand betroffen sei, diese Stärke und Kraft des Staates. „Der Staat“, las ich, „muß diesem notleidenden, verzweifeltsten Mittelstand beibringen, und er glaubt, dies vorläufig nicht wirksamer tun zu können, als indem er zwangsweise eine gewisse Einfachheit des Lebens für Reiche und Arme, für hoch und niedrig einführt, die eben dem Mittelstand eine ganze Reihe unerträglich hoher Ausgaben ersparen wird.“ Weiter hieß es in der Verfügung: „Der Mittelstand kämpft heute verzweifelt um Dinge, die mehr oder weniger Schimären sind und mit dem eigentlichen Wohlbefinden nur bedingungsweise zu tun haben. Er erträgt, ohne zu klagen, die Dürftigkeit der häuslichen Küche. Über unerträglich ist dem Mittelstandsmenschen der Gedanke, daß man ihm die Armut äußerlich anmerken könnte, daß der mit Glücksgütern gesegnete Nachbar gut gekleidet ist und er schlecht, daß sein Sohn barfuß gehen müsse, wenn der des anderen sich noch Schuhe leisten kann. Und dieser Kampf ist der aufreibende, entmutigende, verbitternde und in seinen Folgen auch staatsgefährliche. Die Regierung hat sich daher entschlossen, durch eine Reihe von Verordnungen jeden überflüssigen und entbehrlichen Luxus zu beseitigen, ein einfaches Leben zu erzwingen, das dem Mittelstand das Bedrängte seiner Lage nicht zum täglichen Bewußtsein bringt und ihm dabei hilft, äußerlich aufrecht zu bleiben.“

Und nun wurden mit eingehenden Motivierungen die verschiedenen Verordnungen angekündigt. „Das Stärken von Wäsche sowie das Tragen von gestärkter Wäsche ist verboten. Begründung: Dem Mittelstand ist das Putzergeld längst zur unerträglich Last geworden, zudem wird bei den heutigen Methoden die Wäsche durch Stärkemittel dem Verderben preisgegeben. Niemand aber wagt es, einen ungestärkten Hemdkragen, ungestärkte Manschetten zu tragen, weil niemand der sein will, der damit beginnt.“

„Es dürfen nur mehr Schuhe mit Holzsohlen erzeugt werden und jeder, der nach sechs Monaten noch andere Schuhe trägt, ist strafbar. Das gesamte Material an Sohlenleder kommt nur mehr für die Frontsoldaten zur Verarbeitung; Luxuschuhe jeder Art sind verboten; es werden von jetzt ab Einheitschuhe für Männer, Frauen und Kinder gemacht, die zu

gesetzlich geregelten Preisen gegen Bedarfschein abgegeben werden.“
„Das Tragen von Handschuhen ist sowohl Männern als Frauen in der Zeit vom 1. Mai bis 1. Oktober verboten.“

„Die Einfuhr von Seide zur Herstellung von Kleidern, Krawatten usw. wird inhibiert, hingegen die Herstellung von Geweben aus Stoffabfällen, Zellulose usw. staatlich gefördert. Die vorhandenen Vorräte an Siben und Stidereien dürfen zu Höchstpreisen noch verkauft, neue derartige Dinge aber weder erzeugt noch eingeführt werden.“

Und so folgten noch zahlreiche andere Bestimmungen, die sich auf die Bekleidung der Männerwelt, auf die Ueberflüssigkeit kostbarer Ledertaschen für Damen usw. bezogen. Die Herstellung, der Verkauf und nach einer gewissen Frist auch das Tragen von Damenhüten erliegen einem Verbot, das mit der Ueberflüssigkeit von Kopfbedeckungen für Frauen, ja sogar ihrer Schädlichkeit, begründet wird.

Den Schluß der ministeriellen Ankündigung bildeten Bestimmungen zur zwangsweisen Errichtung von Gemeinschaftsküchen, die es nach und nach ermöglichen sollen, den Haushalt zu vereinfachen und ohne Dienstmoten zu wirtschaften. Dergleichen werden in den Gasthäusern einfache Speisen zu Preisen, die den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen, erzwingen und den Bäckereien ein Einheitsbrot vorgegeschrieben, von dem auch die Kaffeehäuser Gebrauch machen müssen.

Pflichtlich entstand vor meinen Augen ein greller Lichtschein. Meine Frau und meine Tochter standen vor mir und konstatierten lachend, daß ich im Lehnstuhl im Halbdunkel eingeschlafen war. Und alles war ein Traum gewesen, ein schöner Traum, der wahrscheinlich nie wahr werden wird. Und ich werde demnächst zweihundert Kronen für ein Dubend Krägen zahlen, und für das Buhen eines Kragens eine und zwei und drei Kronen, und der Schuster wird das Material und mein Geld und mein Mehl bekommen, und meine Frau wird Handschuhe tragen, weil es auch Frau Bröselmeier tut, und der ganze Kampf um tausend Nebenächlichkeiten wird fort dauern, dieser Kampf, dem kein Sieg und nicht einmal ein Verständigungsfriede winkt. Fantasia.

Der Zwang zum einfachen Leben Traumhafte Verordnungen.

Müde, verstimmt, verdrossen war ich aus dem Bureau nach Hause gekommen. Ein Tag, an dem einem die ganze Erbärmlichkeit dieses Mittelstandsdaseins zum Vollbewußtsein kommt, lag hinter mir.

Meine Frau, die mit der Tochter vor wenigen Tagen vom Lande Summa Summarum um elf Kilo leichter zurückgekommen war, hatte mich dringend gebeten, einige Besorgungen zu machen, die sich kaum länger aufschieben ließen. Ich sollte für sie ein Paar Handschuhe zu möglichst billigem Preis aufschreiben, da es schließlich für sie unmöglich sei, ohne Handschuhe herumzugehen. Weiter handigte mir meine Frau einen Bedarfschein auf ein Paar Schuhe für unsere sechzehnjährige Tochter ein. Dann wies meine Frau darauf hin, daß ich unbedingt neue Hemdkragen haben müsse, weil meine noch vorhandenen vollständig schiffig sind. „Bei einem Herrn sieht man zuerst auf den Kragen und dann auf die Krawatte. Eine Krawatte muß du dir auch unbedingt kaufen, deine alten sind direkt zerissen und fettig.“ Ich sah auch diese Notwendigkeit ein. Und stopfte in meine Brieftasche alles zu Hause aufstreichbare Geld. Es sah nach sehr viel aus, war aber eigentlich recht wenig. Höchstens ein halbes Monats-einkommen. Ich verließ dann das Bureau früher als gewöhnlich, um die Besorgungen machen zu können. Und nun begann das Martyrium eines unglückseligen Mittelstandsmenschen.

Zuerst die Handschuhe. Ich ging in das Geschäft, das meine Frau mir genannt hatte, und hatte mehr Qual als Wahl. Von gewöhnlichen Zwirnhandschuhen für 12 Kronen rief mir die Verkäuferin heftig ab, erstens, weil sie nicht elegant sind, zweitens, weil sie schlecht sind, und sie direkt dafür garantieren könne, daß innerhalb von acht Tagen sämtliche Fingerspitzen durchkommen würden. Also lederne. Schlichte, dünne, die vor den Augen in den Nähten platzen, um 20 Kronen, bessere 30 Kronen. Aber was macht man mit Glacéhandschuhen, wenn man kein Benzin hat? Also solche aus Wildleder, die man in Seifenwasser selbst waschen kann. Daß diese Handschuhe 40 Kronen kosteten, konnte keine Rolle spielen.

Unweit des Handschuhladens befindet sich das Herrenkonfektionsgeschäft, in dem ich früher einmal, als man sich noch einbildete, als Bureauchef jemand zu sein, meinen Bedarf deckte. Die Geschäftsfrau begrüßte mich herablassend und konstatierte vorweg, daß jetzt für die Festangestellten eine sehr schlechte Konjunktur sei. Sie selbst könne aber durchaus nicht klagen, das Geschäft gehe glänzend, nur an Ware mangle es, und es sei ein Glück, daß man hier und da unter der Hand ein Extragehäußchen machen könne.

Ich dankte für das Vertrauen und die Offenherzigkeit und drückte meine Sehnsucht nach Krägen aus. „Nummer 41? Sie haben wirklich Glück bei mir. Gerade von der Größe habe ich noch etwas liegen. Direkte Friedensware, sage ich Ihnen. Das gebe ich nicht jedem, sondern nur Leuten, die ich kenne.“ Und schon lagen die blaumeißen Krägen, lieblich anzusehen, vor mir. „Der Preis? Bitte Sie, man muß froh sein, so etwas zu bekommen, nach dem Preis